

(Rauchens verboten.)

27 Die Guten von Gutenberg.

Von Hermann Kurz.

Dieses Unglück der beiden Liebesleute war vielleicht für beide ein großes Glück, denn es schiffen sich dadurch einige Ecken ab, die, zu lange am alten Ort gelassen, vor lauter Schärfe und Spitzen leicht blutige Wunden gerissen hätten. Und gekommen war's vor lauter Freude und Stolz, und was willst Du noch mehr, Herz?

Denn der Findling hatte nichts so eilig, als er aus dem ersten Uberschwang der Dankbarkeit erwacht und wieder im alltäglichen Gleichgewicht war, wie zur Madlen in den Schlüssel zu laufen.

Und wie die beiden jungen Leute alles beredet hatten, begannen sie ihren Plan zurechtzuliegen, um ja recht bald zusammenzukommen. Der Findling meinte, das beste wär', er würde einfach um sie anhalten. Aber die Madlen kannte ihren Vater zu gut. Der war ein hochmütiger Mann und hätte leicht mit Worten aufgewartet, die der Findling mit feinen Liebenswürdigkeiten bezahlt hätte. Es wäre dann aus der Werbung ein arger Handel geworden. Doch in ihrem krausen Köpfelein schoß da ein entsprechend krauser Gedanke auf. Der Findling sollte zu ihrem Vater gehen und ihm von seinem Glücke erzählen, und dann sollte er sich für des Vaters Bürgermeisterwahl an den Raden legen, und dann als Lohn sollte die Hochzeit sein.

Da wurde die Madlen zur Eva, und ohne daß sie dies wollte, zur Versucherin. Denn der Findling war durchaus gegen den Schlüsselwirt als Bürgermeister und auf der Seite des anderen Kandidaten, des alten Bürgermeisters, und der Adlerpartei.

Darum sagte er schroff: „Das ist nichts, Madlen, das geht nicht!“

Die Madlen war nun die ganze letzte Zeit nicht wenig stolz auf ihren Vater gewesen. Der „Herr Bürgermeister“ hatte ihr beinahe halb soviel das Köpfelein verdreht, wie der Findling es ganz getan.

Darum fragte sie beleidigt und schnippisch:

„So, warum geht das nicht?“

„Weil's nicht geht, Madlen.“

„Warum, möcht' ich wissen.“

„Weil Dein Vater nicht zum Bürgermeister paßt.“

„Warum paßt er nicht dazu?“

„Weil er nichts davon versteht.“

„Du stimmst also nicht für ihn?“

„Nein!“

Von Wort zu Wort wurden beide erregter, heftiger und rasch sprachen sie; wenn auch mit leiser Stimme, war der Nachhall um so lauter. Es schien jedem der beiden, es müsse vom anderen recht bekommen, und jedes hätte am liebsten dem anderen recht gegeben. Aber keins konnte ablassen, und es schien dem Findling, er kämpfe, um etwas zu verlieren und dafür ein anderes zu gewinnen. Und in Wirklichkeit nahm er der Madlen den Glauben an ihren Vater. Er öffnete ihr die Augen, um durch das richtige Bild, das er ihr von ihrem Vater gab, sie für sich allein zu gewinnen. Darum blieb er hart und gab nicht nach. Und als die Madlen wieder fragte, da sie nicht fassen konnte, was der Diebste ihr sagte, da hatte er wieder nur ein „Nein“ übrig.

Die Madlen aber mußte erst verstehen, um über das Harte und Wehe wegzukommen. Nur die Zeit konnte ihr aber das Verständnis geben. So wagte in ihr bei des Findlings Worten heißer Horn auf, und die Aufregung in ihr wallte voll Unruhe wie siedendes Wasser. Darum brannten den Findling ihre letzten Worte. Denn die Madlen flammte auf und sagte:

„Jetzt sollst Du Dich aber schämen, so alt Du bist, so etwas von meinem Vater zu sagen!“

Und als sie dies heraus hatte, da war ihr Korn verflogen, und das Wasser begann in ihr aufzusteigen, um das Brändlein zu löschen. Doch sollte dies der Findling nicht sehen. Sie drückte ihre Tränen hinunter und lief von dem Burschen weg. Der Findling aber tat das gleiche. Er ließ den Schlüssel Schlüssel sein und fühlte sich ebenso unglücklich

wie seine Diebste. Aber er wollte nicht nachgeben. Darum kam er die ganze Zeit über nicht mehr in den Schlüssel. Doch sehnte er sich nach der Madlen geradese, wie die sich nach ihm.

Die Madlen aber schaute seit jenem Morgen ihren Vater anders an. Den Menschenwert und die Güte des Herzens suchte sie. Und da mußte sie dem Findling recht geben. Nicht das Kind in ihr urteilte, nicht den Vater erkannte sie. Sie suchte die Macht, die den Nebenmenschen zur Achtung zwingt, die Reinheit des Gemütes. Und sie fand die Enttäuschung. Was sie bislang von ihrem Vater gehalten, war Traum und Schäum.

Die beiden Parteien der Gutenburger lagen in heftigem Kampfe. „Sie der Neuzeit“ schrie die eine, „Sie der Alten“ die andere. Die Partei des alten Bürgermeisters hatte ihr Lager im Adler aufgeschlagen und der Doktor war ihr Hauptmann. Die Partei des Erhard aber hatte ihren Stand im eigenen Haus, und deren perpetuum mobile war der Erhard in höchst eigener Person. Natürlich hatte er für verschiedenartige Geschäfte, die er selbst nicht in die Hand nehmen konnte, seine Strohmannen. Diese waren alles Leute mit einem Strick um den Hals. Sie hingen wie die Ketten am Erhard, denn auch in seinem Bunde hingen sie ähnlich und waren nicht daraus zu tilgen.

Wenige Wochen vor der Wahl beschloß der Doktor, dem alten Bürgermeister als Demonstration eine Ovation zu bringen. Und richtig, am Abend versammelte sich ein Zug vor dem Rathaus. Die Disharmonie wurde sonst im gewöhnlichen Leben vom Doktor zum Teufel gewünscht. Heute aber war er über den von ihr verursachten Kadaver froh, da er die Aufmerksamkeit erregte. Die Disharmonie bildete also die Spitze. Räte, Bürger, Kinder, Weiber und einige Gunde machten den Zug. So zog man vor das Haus des alten Bürgermeisters. Dort schrie alles dreimal Hoch. Die Musik posaunte einen Tusch von solcher Kraft, daß dem Trompeter das Blech platzte und dem Mann am Bombardon sämtliche Knöpfe von der Weste flogen. Im selben Augenblick

So verlief diese Ovation.

Aber der Bürgermeister hatte einen Fehler begangen. Er hatte das Wort „Brot und Spiel“ vergessen, und deshalb waren einige Unzufriedene bei der Mehrzahl. Darum verlor der Abend gerade seine Bedeutung, da kein Suff und Rausch mit ähnlicher Freude ein Echo herborrief, zum Ausschlagen der Erinnerung.

Als der Zug am Schlüssel vorbeikam, biß sich der Erhard auf die Lippen. Diesem Trumpf war er nicht gewachsen. Darum hatte er in seiner Verzweiflung gerade schon sein unterstes „Siedigheißes“ und so weiter gebetet, als der Seppetoni wie ein dem Gebet entsprechender Heiland erschien. „Wenn Du mir meine Schuld quittierst, sag' ich Dir, wie Du die da reinlegen kannst.“

Der Schlüsselwirt quittierte.

Und der Rat des Seppetoni brachte die Strohmannen des Erhard auf die Beine. Da wurde gelaufen und geredet. Und als alles im reinen war, wurde ein Fackelzug daraus zur Ehre des Schlüsselwirts. Zwar hatte der Erhard die Fackeln selbst bezahlt, die ihn in das rechte Licht bringen sollten. Auch versprach er jedem, der eine Fackel an seinem Ehrenabend herumtrug, freies Trinken. Darum waren nicht genug Fackeln da, als der Abend gekommen war.

Doch hatte der Erhard am bloßen Mitlaufen schon seine Freude. Sein Herz und seine Gläser flossen über. Herrgott nochmal, wie lange gab dieser Abend zu erzählen! Wie hatte man dort gelassen und welche Riesenräusche, ei ei ei!

So gewann der Erhard den Vorsprung im Rennen, den ihm sein Partner genommen hatte.

Aber noch war nicht alles entschieden.

Da kam dem Erhard das Schicksal entgegen.

Das Schicksal war diesmal die lose Hand des Herrn Kaplans und der starre Kopf des alten Bürgermeisters sowie des Doktors.

Nachher behauptete der Erhard zwar, dies alles hätte nichts zu sagen gehabt. Gezogen hätte sein echtes Wesen und auch das Denkmal der Veteranen, das er den Bürgern als Hauptgegenleistung für seine Wahl versprochen habe. Darauf freilich meinte einmal ein böses Maul:

„Wenn das die größte Kunst von einem Bürgermeister ist

Ein Ritter der Industrie.

Von M. Konevskyj.

ein Denkmal zu machen, soll mich der Teufel holen! Das, was der Bürgermeister zur Wohlfahrt der Bürger macht, soll sein Denkmal sein.“ Solche Prügel, wie dieser auf-rührerische Wicht, hatte noch nie ein Mensch in Gutenburg bekommen.

Doch wie sich auch der Erhard wehrte und reklamierte, die leichte Hand des Kaplans war doch schuld am endgültigen Wahlausschlag. So kam es denn, daß die Wahlparole: „Die Ohrfeige“ für den Erhard, „Psui Ohrfeige“ für den alten Bürgermeister umgetauscht wurde. Die Ohrfeige aber, um die sich dieses Geschrei drühte, bekam der Bub des Weisingerbot, mitten auf das Ohr, er bekam diese saftige Frucht von der gütigen Hand des Kaplans gepflückt. Davon ging das Trommelfell in Brüche und der Bub wurde taub.

Wohl sagte der Kaplan nächster, der alte Weisinger über-treibe und wolle im Trüben fischen. Die Sache sei nicht halb so schlimm wie die Leute täten. Doch bleib es bei diesem Ausspruch nicht.

Die Gemüter in Gutenburg waren so schon alle in letzter Zeit derart gefährlich wie eine Dynamitpatrone. Es fehlte nur noch der Mann, der die Lunte leigte. Das tat mit seiner Ohrfeige nun der Kaplan. Und im Gemüte des alten Bürgermeisters im Amte, dem der Erhard nun an den Kragen wollte, platzte die Mine zuerst. Sein Raisonieren vom guten Beispiel, das die geistlichen Herren sein sollten, und was diese Leute in Wirklichkeit seien, machte Schule. Ueberall, wenn nur einige beim Becher saßen oder sonstwo, war sicher einer, der dieses Liedlein sang. Dafür aber war dann allsobald wieder die Gegenstrophe da, und die Händel waren fertig.

Doch fiel dem Erhard seine Wurst bei der Geschichte glück-lich auf die Speckseite. Da der alte Bürgermeister „Psui Ohrfeige“ sagte, verlangte es schon der gute Ton, daß der Erhard darauf „Die Ohrfeige“ herausbrüllte. Dieses tat nun der Guteste der Gutenburger auch. So machte er sich die geistlichen Herren zu Verbündeten. Und da eine Hand die andere wäscht, tat der Kaplan für den Erhard, was er konnte. Und der hingegen setzte mit dem Sande und der Seife löschschäumender Predikament und dem Handtuche der Verlogenheit das mit Rot beworfene Fell des Kaplans schloffenweis. Der geistliche Herr wurde so ein wahrhaftiges Lammlein Gottes.

Der Doktor und die Adlerpartei rückten nun dem Erhard und seiner Kaplanschreiwäsche mit Macht auf den Leib. Der Doktor ging hin und untersuchte den Buben. Da fand er einen Eiterfluß zum Ohr heraus und Taubheit. Darauf tat der Bürgermeister das Gutachten des Doktors, das eigentlich schon mehr eine Auflage war, in einen Briefumschlag und spedierte das ganze an den Staatsanwalt. In Ruhe wartete nun die Adlerpartei auf die Explosion.

Nach einigen Tagen ging nun der Teufel los. War das ein Gallo in Gutenburg! Der Kaplan hatte wegen fahr-lässiger Körperverletzung eine Vorladung vor den Unter-suchungsrichter erhalten. Da rieben sich einige die Hände, andere schimpften. Der Erhard äußerte sich wie ein Prophet und garantierte jedem, daß es dem Weisinger Bub eins sei, mit zwei oder einem Trommelfell ein alter Esel zu werden.

Der Kaplan jedoch wendete den Spieß, an dem man ihn braten wollte, um, und ging mit der Spitze seinen Angreifern zu Leibe. Er verklagte den Weisingerbot wegen Verleumdung.

Da gab's einen Prozeß mit Zeugen, Anklage, Verteidi-gung und wie all das heißt.

Und da legte man von Gerichts wegen fest: daß in der Kirche dem Buben eine Ohrfeige blühte, weil er krakeelte. Darauf habe der Bub geblutet, und nachher sei Eiter zum Ohr herausgeflossen. Dann tat der Doktor seinen Senf noch dazu mit seinem Befund. Der Kaplan aber hatte Zeugen, daß der Bub schon lang ohrenleidend gewesen war und am Ohrfeigensonntag sich mit Kameraden herumgerauft hatte und aufs Ohr gefallen sei. Und so ging's weiter, einige Stunden lang. Aber als die beiden Parteien mit ihren Zeugen den wahren Sachverhalt genügend undurchsichtig ge-macht hatten, sprach das Gericht den Kaplan frei und ward wie Salomon.

Da fluchten die einen und jubelten die anderen. Aber als der Kaplan aus freien Stücken dem Buben einige hundert Mark übermachte, da wollten die Gutenburger diesen Wackeren schier als Heiligen verehren. Der Erhard stand, so bescheiden er nur immer konnte, hinter seinem Schenkstisch und sagte:

„Was habe ich Euch gesagt? Wer hat nun recht?“

(Fortsetzung folgt.)

Unsere erste Bekanntschaft fand statt als er aus einem Fenster des zweiten Stodes hinausgeworfen wurde, an meinem Fenster, welches im ersten Stode lag vorbeislog und aufs Straßenspflaster fiel. Ich schaute zum Fenster hinaus und wandte mich mitteilend an den fremden Mann, der seinen beschädigten Rücken rieb:

„Kann ich Ihnen nicht irgendwie nützlich sein?“

„Warum denn nicht?“ riefte er mir gutmütig zu, indem er den Finger drohend gegen den zweiten Stod hob. „Natürlich, können Sie.“

„So kommen Sie zu mir hinauf,“ sagte ich, und trat vom Fenster zurück.

In bester Laune, lächelnd, kam er herein. Reichte mir die Hand und sagte:

„Graz!“

„Kreuz mich sehr. Haben Sie sich nicht weh getan?“

„Ach wo! Es ist nicht der Rede wert.“

„Wohl wegen eines hübschen Frauenzimmers?“ fragte ich.

„Gaha!“

„Gaha! Sie sind wohl ein Liebhaber solcher Sujets!? Da könnte ich Ihnen eine Serie recht interessanter Ansichtskarten anbieten! Demüthigen Genres! Kenner halten es für besser als das französische.“

„Nein, wozu denn?“ fragte ich verwundert. „Hören Sie mal... Sie kommen mir bekannt vor. Sind Sie es nicht gewesen, der gestern von einem Herrn aus der Elektrischen herausgeworfen wurde?“

„Ach wo! Das war ja vorgestern. Gestern wurde ich aus einem in Ihrer Straße gelegenen Hause durch die Hintertreppe herausgeschmissen. Was war das übrigens für eine Treppe? Es waren ja bloß sieben lumpige Stufen.“

Herr Gazlin bemerkte, daß ich ihn recht erstaunt ansah; er wurde verlegen und sagte: „Das kommt alles daher, weil ich den Leuten das Leben versichern will. Ein nettes Volk... ich Sorge für ihr Leben, und sie wollen meinen Tod.“

„Also sind Sie Agent einer Lebensversicherung?“ sagte ich trocken. „Womit kann ich Ihnen denn dienen?“

„Sie können mir durch eine kleine Antwort auf eine ebenso kleine Frage nützlich sein. Wie wollen Sie sich bei uns versichern lassen? Für den Lebensfall oder auf Auszahlung der Prämie an Ihre Angehörigen nach Ihrem Tode? — Gott erhalte Sie gesund.“

„Ich will mich überhaupt nicht versichern lassen,“ protestierte ich energisch. „Weder für den Lebensfall noch sonst wie. Auch habe ich keine Angehörigen... Ich bin alleinlebend.“

„Und Ihre Frau?“

„Ich bin Junggeselle.“

Dann müssen Sie heiraten“ ganz einfach! Ich kann Ihnen ein Mädchen vorschlagen — Sie werden die Finger ledern! Zwölf-tausend Mark, ihr Vater besitzt zwei Läden! Ihr Bruder ist zwar ein Lump, aber sie selbst ist eine Prünzette von wunderbarer Schön-heit. Sind Sie Morgen frei? Dann fahren wir hin, um sie uns anzusehen. Gefroch, weiße Weste... Wenn Sie keine be-sitzen — kaufen wir sie fertig. Adresse — Kaufhaus „Umsatz“... Unsere Firma...“

„Herr Gazlin“, entgegnete ich, „ich schwöre Ihnen, ich will nicht, ich kann nicht heiraten! Ich bin nicht für das Eheleben ge-schaffen...“

„Oh! Nicht geschaffen? Weshalb denn? Vielleicht haben Sie zu flott gelebt? Fürchten Sie nicht... Das ist leicht gut zu machen. Ich kann Ihnen ein Mittel empfehlen, welches jeden melancholischen Mann freudig stimmt. Selbstausend Bücher un-entgeltlich. Wir besitzen eine Menge Dankbriefe. Ein Probe-släschchen...“

„Behalten Sie Ihre Probefläschchen,“ sagte ich gereizt. „Ich kann sie nicht brauchen. Ich besitze nicht das nötige Kreuzer, um Liebe zu erwecken. Ich habe eine Glaze, absteigende Ohren, Nuzeln, bin klein von Wuchs...“

„Was — eine Glaze? Wenn Sie sie mit einem Haarwuchs-mittel einreiben, dessen Vertretung ich habe, so wird sie sich wie eine Kolumbus mit Haaren bedecken! Was die Nuzeln anbetrifft und die Ohren? Gebrauchen Sie doch unseren vervollkommenen Apparat, den man zur Nacht anlegt... Es wird keine Spur von Ihren Ohren übrig bleiben! Ihr Wuchs? Unser Turnapparat vergrößert den Wuchs jede sechs Wochen um 17 Zentimeter. Nach zwei Jahren können Sie schon heiraten, und nach fünf wird man sie für Geld zeigen können! Und Sie sprechen noch von Wuchs...“

„Ich brauche nichts!“ sagte ich, indem ich mir die Schläfen hielt. „Entschuldigen Sie, aber Sie machen mich nervös...“

„Nervös? Aber Mensch, warum schweigen Sie denn? Patentierte kalte Douche, die man zusammenklappen und aus-einandernehmen kann! Es gibt welche mit Krachn und mit Per-stäuber. Sie sind ein intelligenter Mann und mir sehr sympathisch, deshalb empfehle ich Ihnen den Perstäuber. Er ist teurer, aber...“

„Ich ergriß meinen Kopf.“

„Was machen Sie? Haben Sie Kopfschmerzen? Sagen Sie...“

nur, wieviel Tuben unserer Pasta „Migränin“ Sie haben wollen. Die Firma stellt sie Ihnen ins Haus zu.“ „Entschuldigen Sie,“ sagte ich, „aber ich bitte Sie, mich zu verlassen. Ich habe keine Zeit. Ich bin sehr müde und es steht mir noch eine ermüdende Arbeit bevor. Ich muß einen Artikel schreiben.“

„Ermüdend?“ fragte er mitfühlend. „Ich werde Ihnen was sagen, sie ist nur deshalb ermüdend, weil Sie bis jetzt nicht unter auseinanderlegbares Pult zum Lesen und Schreiben besitzen. Normale Haltung, bequeme Stellung. Das Paar kostet sieben Rubel. Dreizehn . . .“

„Geraus!“ schrie ich, vor Wut zitternd, „oder ich zerschmettere Ihnen den Kopf mit diesem Briefbeschwerer!“

„Mit diesem Briefbeschwerer?“ sagte er spottend und betrachtete den Briefbeschwerer, der auf meinem Schreibtisch stand. „Mit diesem Briefbeschwerer . . . pusten Sie und er fliegt fort! Nein, wenn Sie einen richtigen schweren Briefbeschwerer haben wollen, so kann ich Ihnen eine ganze Schreibtischgarnitur aus Malachit . . .“

Ich läutete.

„Sogleich wird mein Diener kommen. — Er wird Sie hinauswerfen!“

Herr Jazlin ließ traurig den Kopf hängen und sah schweigend da, als ob er die Erfüllung meines Versprechens erwartete.

Es vergingen ein paar Minuten. Ich läutete wieder.

„Schöne Gloden,“ sagte Herr Jazlin kopfschüttelnd. „Wie kann man nur solche schneuliche Gloden haben, die nicht läuten? Das ich Ihnen vielleicht Gloden anbietet, die mit Einrichtung und Elementen nur 7 Rubel 60 Kopelen kosten? Sehr geschmackvolle Druckvorrichtung.“

Ich sprang auf, ergriff Herrn Jazlin am Ärmel und schleppte ihn zum Ausgang.

„Gehen Sie oder mich trifft der Schlag.“

„Gott behüte Sie dafür, aber seien Sie ganz unbesorgt! Wir werden Ihnen ein ganz anständiges Begräbnis zweiter Klasse zu Teil werden lassen. Es wird zwar nicht so pompös sein wie erster, aber der Katafall . . .“

Ich warf die Tür hinter Herrn Jazlin zu, riegelte sie ab und lehrte zum Schreibtisch zurück.

Im nächsten Augenblick merkte ich, daß die Tür links sich bewegte, die Tür ging langsam auf und — Herr Jazlin trat lächlernd ein. Er sagte, indem er die Augen zutriff:

„Ich muß Ihnen wenigstens noch mitteilen, daß Ihre Türschlösser nichts taugen und sich mittels einfachen Drucks öffnen! Durch mich können Sie gute englische Schlösser kaufen — das Stück 2 Rubel 40 Kopelen, drei Stück 6 Rubel 50 Kopelen, fünf Stück . . .“

Ich zog aus der Schublade meines Schreibtisches einen Revolver und schrie zähneknirschend:

„Gleich schieße ich!“

Mit vergnügter Miene lächelte Herr Jazlin und sagte:

„Das wird mich ungemein freuen, denn Sie werden dann Gelegenheit haben, sich von der grohartigen Qualität des Panzers, den ich zur Probe trage, zu überzeugen. Ich kann Ihnen denselben sehr empfehlen. Das Stück kostet 18 Rubel, zwei kosten bedeutend weniger und drei noch weniger. Bitte überzeugen Sie sich!“ . . .“

Ich legte den Revolver beiseite, ergriff Herrn Jazlin und warf ihn mit wütendem Gebrüll zum Fenster hinaus.

Beim Fallen hatte er noch Zeit, mir zuzurufen:

„Sie haben recht unpraktische Manschettenknöpfe! Scharfe Ecken, die die Kleider zerreißen und mir die Wange zerkratzt haben. Ich kann Ihnen welche aus afrikanischem Golde mit Inkrustation anbieten, das Paar 2 Rubel, 8 Paar . . .“

Ich schlug das Fenster zu.

Vom Hirsch und seinem Geweih.*)

Von Wilhelm Bölsche.

Durch das Brausen, Heulen und Klingeln des Berliner Straßenverkehrs kämpft sich in gewisser Gegend und gewisser Zeit ein seltsamer Laut. Wenige beachten ihn, aber wer ihn einmal bewußt vernommen, in gewissen Abständen immer wieder vernommen hat, dem ist er unversehens. In das ungeheure Chaos der Geräusche von Autos, Elektrischen, Menschenstimmen, Kirchenglocken mischt sich der Schrei des liebenden Hirsches.

Er kommt aus den dunkelnden Geländen des Zoologischen Gartens. Während die Großstadtstraße nur immer heller zu funkeln beginnt, macht sich hier die Dämmerung eines leuchtenden Herbstabends geltend. Schwermütig stapfen die riesigen Tiere hin und her, werfen den Kopf zurück, daß das Geweih gegen den Rücken

*) Aus dem dritten Bande des Tierbuches: Der Hirsch und seine Geschichte. (Verlag von Georg Bohné in Berlin.) — Ganz anders als die naturwissenschaftlichen Bücher wie früher und auch zumeist von heute behandelt Bölsche das Tier. Er sieht seine weit in die Vergangenheit zurückreichende Geschichte. Die Probleme der Entwicklungsgeschichte, die es bietet, greift er heraus und behandelt er lichtvoll, klar und trotz aller Wissenschaftlichkeit populär und mit der Meisterschaft des Darstellers. Der neue Band dieser „Naturgeschichte in Einzelbarstellungen“ wird jedem Naturfreunde willkommen sein, der in die Zusammenhänge eindringen will.

senkt . . . und dann kommt der Schrei, laut genug, um über alle die nebeligen Buschgründe bis in die Welt des blauen elektrischen Scheins da drüben vorzubringen.

Aus alten Römertagen ist die Legende überliefert von der Armer, die fürchtete, weil aus näsem Jost plötzlich die gräßliche Stimme des Waldgottes laut aufschrie. Das Straßenleben der modernen Großstadt fürchtet keine Götter, in ihm geht auch dieser Ruf des Waldes mit anderem hin. Trotz all seiner urwüchsiggen Kraft hat er fast etwas „lägliche“ darin, und mit einer leisen Nührung denkt man, wie hier die Kultur absolut dominiert und wie die alte Natur schon zur Rolle eines kleinen gebildeten Buschwinkels hinter vier Mauern herabgesunken ist. Man vergewärtigt sich im Gegenfatz die grenzenlose heilige Stille eines echten großen Waldreviers zu dieser Stunde. Kein Laut sonst in all diesen endlos dahinflutenden schwarzen Wäldern. Dann aber jäh daraus anschwellend wie der Orgelton in einer nachterhangenen Kirche dieser gleiche Schrei des liebenden Hirsches. König seiner Wälder ist hier dieser Hirsch, das letzte übrig gebliebene ganz imposante Waldtier der deutschen Erde.

Sie schreiben verschiedenartig, die unterschiedlichen geweihtragenden Reden des Zoologischen Gartens. Wie in so vielem, ist man aber nicht vor den Hirschgittern im Garten selbst den Dingen zu nah, um das eigentlich Wirkame des Klanges auch in dieser besten Leistung zu erfassen. Es gehört kaum, gehört große Naturperspektive mit ihrer Schallweite dazu. So in der Nähe bemerkt man zu stark die leise Komit, die darin liegt, daß in dem tototoffalen Laut die Brüllstärke eines Löwen eigentlich erreicht wird durch äußerste Steigerung, Verlängerung und Modulation eines unwillkürlichen Naturlauts, den wir Menschen halb antipösig, halb komisch zu werten pflegen, nämlich des Aufstohens. Es ist das dröhnende Ausatmen einer Kraft, die das ganze Wesen zu zerprengen, zu erstriden drohte. Menschlich verglichen hat er etwas von einem ungeheuren Seufzer, bloß daß ein höchstes überquellendes Kraftgefühl hier fast zum Schmerz wird.

Es hat aber dieser über Berg und Tal erdröhnende Liebesseufzer auch vom Standpunkt gewöhnlichen tierischen Lebens aus sein überaus Eigenartiges. Ein sonst scheinbar Waldtier ruft die Inbrunst seiner Gattungsgeföhle mit einer Aufdringlichkeit in die Welt hinaus, daß die gemeine Nützlichkeitslinie weit überschritten scheint. Das Liebesleben ist in der oberen Tierwelt ja durchweg ein Sturm. Aber ganz besonders scheint man hier vor einem Geschöpf zu stehen, das dieser Sturm wie ein Orkan durchschüttelt. Tiere mit auffällig gesteigertem Liebesleben sind aber immer besonders interessant.

Man kann nicht vom schreienden männlichen Liebeshirsch reden, ohne an das Geweih dieses Hirsches zu denken. Augenblicklich aber packt uns damit auch ein zoologisches Rätsel allerersten Grades, so verwickelt, wie es kaum im ganzen Säugetierbereich noch einmal ähnlich vorkommt. Von der einfachen Erstgeng des Geweihs wissen wir alle; es bedeutet für den schlichten Besucher des Zoologischen Gartens das Charakteristikum des Hirsches, wie ihm der Küffel den Elefanten, der lange Hals die Giraffe, der Buckel das Kamel macht. Ein in den Verhältnissen unbedingt schönes Tier, wie unser Rothhirsch oder Edelhirsch für uns ist, bildet die Krone dieses ornamental verzweigte Geweih, in dem uns unverkennbar eine jener „Kunstformen der Natur“ entgegentritt, in denen ein reines Naturgebilde sich mit gewissen ästhetischen Empfindungen der rhythmischen Wohlgefälligkeit in uns begegnet.

Wiewohl ist der Laie auch vor solcher „Naturschönheit“ durchweg zunächst für Nützlichkeitsbetrachtungen zu haben. Im Zoologischen Garten kann man immer wieder die Frage hören, wozu die schwarzweiße Streifung dem Zebra diene, wozu der prachtvolle Schwanz dem Pfau? Mit Befriedigung wird der Nutzen des Giraffenhalses beim Abweiden hoher Baumkronen, des Elefantenrüfels beim Greifen hingegenommen. So erscheint auch vor dem ornamental schönen Hirschgeweih plausibel, daß es im praktischen Leben einfach eine Verteidigungswaffe bilde. Man hört, daß die verliebten Hirsche damit auf Tod und Leben kämpfen. Ein energischer Stoß gegen das Gitter, dem der Besucher zu nahe kommt, befehlet auch deutlich genug, was ein Angriff mit diesem „Ornament“ unter Umständen bedeuten könnte.

Indessen wir müssen vom Hirschgeweih tatsächlich noch etwas ganz anderes und Ueberraschenderes lernen. Nicht nur daß seine „Waffe“ mit einer einzigen Ausnahme allen Hirschweibchen fehlt und daß eine nahe liegende Erwägung zeigt, daß eigentlich gerade das Ornamentale daran, das, was uns so gefällt, zum praktischen Stoßwed größtenteils Ballast oder besten Falles belanglose Zutat ist; ein paar einfache kurze, aber solide Spieße läten's ebenjotut, ja besser. Viel wichtiger ist die Tatsache, daß dieses ganze Geweih alljährlich einmal abgeworfen wird und von dem so lange hilflosen, ja positiv noch über den Verlust hinaus geschädigten Hirsch erst unter großer organischer Körperleistung vollständig neu ersetzt werden muß. Erst mit den Stationen dieses ewigen Neuerjages erhält das Geweih allmöhlich seine volle Kraft, falls sie überhaupt erreicht wird, seine ganze ornamentale Pracht. Selbst auf der Höhe dieser Pracht aber muß es immer noch so gewechselt werden, mit allen Nützlichkeiten, allem Risiko des Verlustes.

Die meisten Besucher des Zoologischen Gartens sind Städter, die den lebenden Hirsch also hier zum erstenmal kennen lernen. Die Geschichte des Geweihabwerfens muß also den meisten von uns einmal wirklich als Neuheit erzählt werden.

Wenn ein solcher ausgewachsener Kapitalhirsch mit den Stangen gegen das dröhnende Gitter arbeitet, scheint auf der Welt nichts folider, als der Zusammenhang zwischen seinen Geweihsnochen und dem harten Schädel. Tatsächlich brechen sie bei wirklichen Gemaltsfällen an jedem anderen Punkte leichter ab als gerade in der Anschlußstelle an die Schädelzapfen. Es sei etwa jetzt Herbst. Im vor. gen Jahr um diese Zeit haben wir den Garten besucht, und dieser Prachtkegel stand schon ganz im gleichen Flor seines Geweihs. Trotz seiner gelegentlichen gründlichen Kemelei gegen das Gitter haben damals alle Binten des Hauptstumpfs standgehalten, wie sie es heute tun. Wer könnte ahnen, was sich zwischen damals und jetzt tatsächlich mit dem Geweih zugetragen hat! Vor knapp Halbjahresfrist, im Frühjahr, ist etwas über jenes vorjährige Geweih gekommen wie eine geheime zehrende Krankheit. An einer bestimmt markierten Stelle, da, wo jederseits die Geweihsstange verdidt aus dem warmen Stoffell tritt, um in ihrer weiteren Entfaltung dann als nackte Knochenfigur zu ragen, hat ganz selbsttätig eine innere Auflösung, Zerklüftung, Loderung der soliden Knochensubstanz stattgefunden. Ihr überraschendes Endergebnis war, daß eines Tages jederseits das ganze nackte Stüd Geweih plötzlich herunterfiel. Zurück blieb am Schädel bloß das kurze Stüdchen noch vom Fell umwachsenen Knochenvorsprungs unterhalb der Zerströngungsstelle, ein wahrhaft klägliches Rudimentchen der stolzen Pracht. Und alsbald begann auch über der Abstoßungswunde noch die Haut zusammenzuwachsen, ganz so, als solle es nun für immer mit dem eigentlichen Geweih zu Ende sein. Inbessenen: noch war die Wunde nicht vollkommen geschlossen, da regte sich von unten, von dem fargen Stummel her, ebenso geheimnisvoll selbsttätig ein entgegengesetzter Werdprozeß; statt zerstörender Krankheit jetzt eine Neubildung. Schau, wie eine Knospe drängt es sich empor aus dem alten Wurzelboden, ein bider Kolben wird sichtbar, innen erneut später von erhartendem Knochengewebe gefestigt, das über die Stummelzapfen fort sich direkt wieder aus der lebendigen Körpersubstanz herauszuspinnen scheint, außen aber zunächst auch wachsend und sich längend noch vollkommen in eine weiche Haut mit samtartemigem Wollhaar knospenhaft eingeschlossen. Der Kolben verzweigt sich, reißt sich weiter und weiter, treibt abermals da, dort eine Jade: kurz, nach nicht allzu langer Frist ragt in vollkommener Größe von neuem die ganze frühere Geweihsstange jederseits in die Lüfte. Und von Stund an, daß sie ragt, trocknet auf ihr auch die zunächst mit heraufgenommene Haut wieder ein, rasch nachhelfend scheuert der Hirsch selber die fudenden Reste an Waldstämmen und Keiten herunter, der allenthalben vortretende nackte Knochen bräunt sich: und vorhanden ist alles wieder wie früher, als läge nichts von all dem Spul dazwischen.

So ging es im letzten Jahr, so geht es schon lange bei diesem stolzen Keden. Immer im Frühjahr gleichsam einmal Vankerott und immer wieder im normalen Falle glänzende, vollkommene Reifikation. Natürlich muß die seltsame Geschichte einmal angefangen haben, indem dem sehr jungen Herrn ein erstes Geweih wuchs. Dieses erste Geweih war aber — eine Komplizierung der Sache mehr — damals noch nicht das prachtvolle, das gegenwärtig Jahr um Jahr zerstört wird und wiederaufsteht. Nachdem sich bei dem Hirsch zunächst jene hautumwachsene Stummel als Auswüchse des Schädels gebildet hatten, die auch jetzt noch bei jedem Wechsel bestehen bleiben, also eine Art winzigen Dauergehörns darstellen („Rosenstöde“ nennt sie der Jäger), wuchs dem jungen Hirsch (eventuell noch im ersten Lebensjahr) darüber hinaus ein Bärchen zierlicher einfacher Spieße als erstes „Geweih“ vor. Noch fehlte allerdings jede Spur der ornamentalen Sprossen daran, die wir heute als Hauptstumpf bewundern. Zu einem ersten Termin fielen dann auch diese Spieße wieder ab. Indem das Geweih sich aber zum erstenmal ersepte, ersepte es in normalem Verlauf diesmal nicht bloß wieder den schlichten Spieß, sondern es lieferte je eine neue Stange mit einer schon mehr oder minder stark einsehenden Verzweigung. Nach Fall dieses ersten Sprossengeweihs folgte nächstjährig dann abermals ein in den Sprossen gesteigertes und so fort, bis der heute wiederkehrende Prachtstand erreicht war.

Es erscheint ersichtlich also eine Beziehung zwischen dem Alter und Wachstum des Hirsches und der ornamentalen Ausgestaltung seiner Geweihschönheit. Aber diese Beziehung erschöpft und klärt an sich noch nicht das Wunder des Geweihwechsels selbst. Daß das Geweih erst mit den Jahren auf seine volle Größe heraufwächst, erscheint fast selbstverständlich. Rätselhaft bleibt, warum das Geweih nicht einfach am gleichen Stüd mit jedem Jahr sein Ende weiterwächst. Andererseits ist sicher, daß in dem Vergang auch irgend eine Liebesbeziehung steden muß. Die verliebten Hirsche balgen sich mit diesem Geweih. Es ist jedesmal prompt da zur Liebeszeit. Wenn die Drunfstimmung abfällt, beginnt auch bei ihm der Verfall. Mehr noch: eine Verletzung des Geschlechtsorgans stört das ganze Neuaufsetzen oder verkrüppelt das Erstgeweih. Bei den Rehböden kennt jeder Jäger das sogenannte Perückengehörn: ein Bod, der am Samenapparat, am „Kurzwildbret“, wie die Waidmannssprache sagt, angeschossen oder sonst beschädigt ist, rinnt Geweihsmaße wie ein schwammiger Teig, der unter Haut bleibt und nicht mehr abgeworfen wird, tief über den Kopf herab. Aber auch dieser Bezug gibt nur wieder eine Richtung und löst nicht selber das Geheimnis.

Mit was für einem wunderbaren zoologischen Fall, einzig in der Natur, beantwortet. Redakteur: Albert Waack, Berlin. — Druck u. Verlag:

seiner Art und unerwartet, man es zu tun hat, erhellt am besten schon daraus, wie viel Zeit es gebraucht hat und wie mühsam die Arbeit gewesen ist, bis auch nur der ungefähre Umriß der objektiven Tatsachen dabei wissenschaftlich feststand. — obwohl es sich doch um unser seit altersher beliebtestes Jagdtier handelte. Noch jetzt besteht über Einzelheiten Streit und Unsicherheit. Das Erklärungsbedürfnis aber hatte lange, wie überall in der Tierkunde, nur das Wunder. Endlich sind wir auch hier heute so weit, eine ernstere Art der Fragestellung zu wagen. Wir suchen natürliche Zusammenhänge der Geschichte, suchen die Dinge aus Stufen ihrer eigenen Entwicklung zu verstehen. Wenn eine Enttätigung dieser und anderer Geheimnisse auch beim Hirsch schon heute möglich sein soll, so kann sie uns jedenfalls nur seine Geschichte geben. Wie interessant verspricht aber allgemein die Geschichte eines Tieres zu werden, das so der Rätsel voll ist.

Kleines feuilleton.

Kulturgegeschichtliches.

Jean Paul und der Zopf. In Nr. 240 des Unt. Blattes hieß es in einem Aufsatz „Aus den Glanztagen des Zopfes“ am Ende: „Jean Paul jammert über die „häßliche Radtheit“ der Köpfe.“ Danach könnte es scheinen, als wäre Jean Paul ein besonders eifriger Anhänger des Zopfes gewesen. Genau das Gegenteil trifft aber zu. Jean Paul ist einer der ersten gewesen, die das unerhörte Wagsstück bezogen, ohne Zopf zu leben. Ernst Förster, sein Schwiegerohn, erzählt darüber in seiner biographischen Skizze bei Gelegenheit der „Grönländischen Prozesse“:

„Was inzwischen dem Wuche einen besonderen Wert in der Geschichte der Literatur verleiht, ist, daß sich der Verfasser damit in bezug auf die Fragen der Zeit mit Entschiedenheit auf die Seite der freien Bewegung stellt. Er tritt auf als erklärter Gegner des blinden Glaubens in der Theologie, der Vorrechte des Adels, der Bevormundung der Presse, der beschämten Heuchelei und Schmeichelei und großer und kleiner nun zum Teil veralteter Vorurteile. So aber trat er auch im Leben lächerlichen Vorurteilen entgegen und war unter den ersten, die die beengende Halsbinde und den Zopf ablegten. Aber so groß ist die Macht der Gewohnheit, daß Richter wegen dieser Keuerung nicht nur seine bequeme und reizende Gartenwohnung in Leipzig verlor, die ganze kleinstädtische Bevölkerung von Hof und Schwarzenbach, wohin er in den Ferien zum Besuch ging, wider sich aufbrachte, sondern selbst seines freikünigen und ehrwürdigen Freundes Vogel Freundschaft aufs Spiel setzte. Es ist sehr zu beklagen, daß Jean Paul selbst nie auf den Einfall gekommen, diese seine tragikomischen Zopfzeiten zu schildern, wie er während der täglichen Modarbeit des Friseurs und der gleichzeitigen eigenen literarischen sich und ihn begessend in die Loden fuhr und die kaum geschaffenen Kunstwerte zerstörte; wie er der fremden Rot und der eigenen Plage überdrüssig, Zopf und Fuderquaste zum Teufel warf und die Halsbinde zur Weichschicht mit; wie der freie Hals und das fliegende Haar ihn in eine diplomatische Verwicklung mit seinem Gartennachbar brachte, aus der er sich zog, indem er mit stolzer Raubgierigkeit seinen Platz räumte; wie Mutter und Brüder, Geistlichkeit und Bürgerchaft, Weiber und Kinder in der Vaterstadt (Hof) Ach und Wehe über ihn schrien und er selbst in der ländlichen Einsamkeit von Neubau keine Ruhe fand, wie er mit Freunden zerfiel und mit Feinden in Fehde geriet und über den Zopf und seine ererbten Rechte einen siebenjährigen Krieg führen mußte, aus dem er nicht wie der große König als Sieger, aber doch wie er — mit einem Zopf hervorging.“

Förster teilt dann eine „Proclamation“ vom Oktober 1780 mit, die folgendermaßen lautet:

„Endesunterzeichnetener steht nicht an, bekannt zu machen, daß, da die abgeschnittenen Haare so viel Feinde haben, wie die roten; und da die nämlichen Feinde zugleich es von der Person sind, worauf sie wachsen; da ferner so eine Tracht in seiner Rücksicht christlich ist, weil sonst Personen, die Christen sind, sie haben würden; und da besonders dem Endesunterzeichneten seine Haare so viel geschadet wie dem Abialon die seinigen, inwiewohl aus umgekehrten Gründen; und da ihm unter der Hand berichtet worden, daß man ihn ins Grab zu bringen suchte, weil da die Haare unter keiner Schere wachsen: so macht er bekannt, daß er freiwillig so lange nicht passen will. Es wird daher einem gnädigen, hochedelgeborenen usw Publikum gemeldet, daß Endesunterzeichneter gekommen ist, am nächsten Sonntage in verschiedenen wichtigen Gassen Zopf mit einem kurzen falschen Zopfe zu erscheinen und mit diesem Zopfe gleichsam wie mit einem Magnete und Seite der Liebe und Pauberstabe sich in den Besitz der Liebe eines jeden, er heiße wie er wolle, gewaltsam zu setzen.“ J. P. F. R.

Lebrigens hielt Jean Paul nicht Wort, und noch 1796 erregte er in dem gestitteten Weimar durch den entblöhten Hals und das frei flatternde Haar unliebsames Aufsehen. Sein „Jammer“ aber über die „häßliche Radtheit“ ist ironisch oder bezieht sich auf die Glazen. Jedenfalls gilt es, diesen Dichter, der einer der freiesten und radikalsten seiner Zeit war, von dem Verdacht des Zopftums zu reinigen.

Fortwärtsbuchdruckerei u. Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW.